

Rudolf Maresch, Niels Werber (Hg.): Kommunikation, Medien, Macht
 Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft,
 Bd. 1408), 450 S., ISBN 3-518-29008-8, DM 29,80

In diesem Buch wechseln Licht und Schatten. In manchen Teilen ist es ein übergroßes Ärgernis, Sokal hätte an ihnen seine Freude. Doch es steht nicht zu erwarten, dass der grobe Unfug – dagegen gab es einmal einen Strafrechtsparagrafen – übersetzt werden wird. Sollte es dennoch geschehen, würde die Übersetzung dem Nonsense vielleicht noch eine gewisse Eleganz verleihen. Ärgerlich ist zunächst die Unfähigkeit der Herausgeber, den Untersuchungsgegenstand zu definieren, dann ihre Weigerung, empirische Arbeit zu leisten, und letztlich der Sprachgebrauch.

Das Unvermögen der Herausgeber, einen klaren Begriff vom Gegenstand ihrer Bemühungen zu entwerfen, ist eine große Enttäuschung. Was konstituiert denn Macht? Was rechnen sie zu den Medien? In welchem Sinne gebrauchen sie Kommunikation? Ihr Vorwort stellt nur eine Prognose: „Gelänge es diese drei Operationen der Kommunikation – Daten zu speichern, Adressen zu übertragen und Befehle zu verarbeiten – in einem Aufschreibesystem 2000 zu optimieren und es zugleich im physikalischen Feld zu implementieren [...], entstünde tatsächlich ein selbständig operierendes, globales Informationssystem, das den Datentransfer und seine Geschichte zum Abschluss brächte. Die Zeit des Menschen wäre endgültig abgelaufen“ (S.15). Unverkennbar ist die Anlehnung des Kommunikationsbegriffs an die Informationsverarbeitung mit Hilfe von Computern. Es steht hier nicht zur Debatte, ob der Wissenschaft in fernerer Zukunft die Imitation des menschlichen Gehirns gelingen wird – die Herausgeber zeigen uns, dass es umgekehrt geht, wir reduzieren Kommunikation auf die Maschinenebene. Das ist ein Irrweg. Wer zudem vom Ende der Geschichte spricht, entkleidet die menschlichen Kulturleistungen ihrer historischen Dimension. Damit muss allerdings auch „Kommunikation“ unverständlich werden. Auf diesem Weg wird Medienwissenschaft nicht wie von den Herausgebern gewünscht eine „Königsdisziplin“ (S.18).

Manche Autoren sind den Herausgebern ein weites Stück voraus. Positiv überrascht hat der Artikel von Niklas Luhmann, der in seinen letzten Lebensmonaten

viel klarer schrieb als in manchen ausufernden soziologischen Erzählungen zuvor. Zwar vermag ich dem verstorbenen Soziologen nicht zu folgen, wenn er öffentliche Meinung als eine „black box“ titulierte. Auch schockieren mich immer noch solche sinnleert paradoxe Formulierungen wie „der Beobachter ist die Differenz“ – obwohl ich sie schon oft gelesen habe. Aber es ist ein interessanter Ansatz, öffentliche Meinung „als laufende Reproduktion von verständlichen Dissensen“ zu definieren (S.32). Das ist gekonnt gegen den Strich gebürstet, selbst wenn „verständlich“ und „Dissens“ auf der abstrakten Ebene einander widersprechen. Denn ein Dissens kann doch nur dann verständlich sein, wenn Konsens über die thematische Relevanz besteht: We agree to disagree.

Sehr lesenswert ist der Beitrag von Wolfgang Hagen über die „mediale Genealogie der Elektrizität“. Er stellt nicht nur Luhmann in den korrekten geistesgeschichtlichen Zusammenhang (Husserl und Heidegger), er geht auch den erkennbaren Schwächen der Systemtheorie nicht auf den Leim. Dem Autor ist unbedingt zuzustimmen, wenn er festhält: „Medienakteure deuten ihre Welt animistisch [...] während [...] die theoretische Soziologie [sich] in konstruktivistische Phänomenologien flüchtet.“ (S.146) Und: Das Mediensystem sei „kein physikalisches und kein systemtheoretisches [System], sondern eines, das fortwährend Ideologien und Mystizismen als platzhalterische Selbsterklärung nötig macht.“ (S.148) Einigen Details wäre allerdings zu widersprechen. Weder ist die Demoskopie ein Kind des Radios, sondern von Sozialwissenschaftlern wie Erich Fromm ohne jeden Bezug zu dem elektronischen Medium erprobt worden (vgl. S.139). Auch hat seit Gutenberg nicht bis ins 19. Jahrhundert ein „jahrhundertelanger Stillstand der Medienevolution“ geherrscht (vgl. S.149). Das gilt allenfalls technisch – und wenn man die Entwicklung der Post hinzunimmt, nicht mal dort. Bezogen auf Inhalt und Form aber gilt es nicht. Denn in der Frühen Neuzeit wurden *in nuce* alle Möglichkeiten der Massenkommunikation vorbereitet und durchexerziert. Doch abgesehen von solchen Kleinigkeiten, sticht der Beitrag äußerst positiv von manchem anderen ab. Nicht zuletzt dank der Tatsache, dass Hagen verständliches Deutsch schreibt, und auch dort, wo er Bilder und Vergleiche aus der Physik anstellt, Kompetenz vermittelt.

Ein schlechtes Beispiel hingegen geben die Herausgeber selbst. Da spricht Rudolf Maresch vom „Kyber-Raum“(!) als „schwarzes Loch“. „Abgerissene Körperteile, herumirrende Kinderleiber, verwüstete Landschaften usw. erinnern die ‚Weltöffentlichkeit‘ dann an ihre Existenz – an mehr nicht.“ (S.267) Wen erinnern die Körperteile denn an ihre Existenz? Die Weltöffentlichkeit an die Körperteile oder die Weltöffentlichkeit an die Weltöffentlichkeit? Und wenn man im Deutschen von Leibern spricht, dann in der Regel bei Toten, diese können aber nicht mehr „herumirren“ – es sei denn als Widergänger. Doch unsere technischen Medien haben es immer noch nicht geschafft, paranormale Erscheinungen zu dokumentieren. Aus einem schwarzen Loch kommt überdies *per definitionem* nichts heraus – sehen wir von der Hawking-Strahlung ab. Das Internet verschlingt aber nur irrelevante, niemals abgefragte Informationen. Und selbst diese werden von den Suchmaschinen

– wie schon jeder leidvoll erfahren haben dürfte – penibel aufgelistet. Maresch sieht zuviel „Krieg der Sterne“. Die Macht sei mit ihm, aber ich glaube nicht, dass Amerika dank „Bill Gates und anderer Kaufleute“ als „Einzig[e]s Imperium die Kraft und die Energie für den schnellen Übergang von der industriellen zur Informationsgesellschaft [zieht], und das heißt: für die Eroberung des elektronischen Raums und die Herrschaft über die Zeit.“ (S.272) Als Momentaufnahme mag die Überbewertung noch einige Berechtigung haben, *in the long run* wird Paul Kennedys Analyse sich als zutreffender erweisen.

Ein schon auf der sprachlichen Ebene schrecklicher Beitrag ist der von Geert Lovink und Pit Schultz. Er segelt unter dem präventösen Titel „Aus den Schatzkammern der Netzkritik“: „Die bisherige Genealogie der Netze kommt sehr gut ohne eine Studie ihrer Benutzer aus. [...] Das Netz als dezentriertes Subjektivierungs- und Kontrollorgan, als Kriegsmaschine und Moloch der Hochfinanz – in einem Fall ist der Krieg, im andern ist das Geld der Vater aller Netze. Foucault mailte uns: 'Macht organisiert sich in Netzen'. [...] Hybridisierung von Körper und Maschine gipfeln in der Trinität von Cyborg, Cybersex und Cyberspace. [...] Die Verdichtung der Masse tritt nur dann ein, wenn es zur Bildung von 'schwarzen Löchern' kommt. Ihre Vorortung kann sich auf Zeit-Raum-Koordinaten beziehen, aber auch auf technische bzw. kommunikationsökonomische Größenordnungen. Beispiele solcher infrastruktureller Orgien wären: Telefonblockaden, freie Porno-Websites, olympische Spiele, Shell-Boycott, Blue Ribbon Campaign.“ (S.299-303) So geht es seitenweise.

Was verbindet Porno-Websites mit den Olympischen Spielen? Wir werden es nicht erfahren. In welchem Sinne gebrauchen sie „Genealogie“? Sicherlich nicht in der Bedeutung von Herkunft und Entstehung. Daß Lovink / Schultz meinen, es gäbe keine Nutzerstudien, zeigt nur ihre mangelnde Kenntnis zum Stand der Internetforschung. Oder meinen sie, die bisherigen seien nichts wert? Man mag sich über die Onlinestudien streiten, doch überzeugend ist nur eine Kritik: selbst empirisch fundierte Studien vorzulegen. Als Beleg „Foucault mailte uns“ anzugeben, ist entlarvend und bedarf keines Kommentars. Und durch Hybridisierung Dreieinigkeit (Trinität) schaffen zu wollen – was soll's. Dabei ist es nur noch eine Petiteesse, dass Hybridisierung im Singular steht, das Verbum aber vom Plural spricht. Was stören heute noch syntaktische Zwänge, angesichts der „Kriegsmaschine und [des] Moloch[s] der Hochfinanz“. Das Massekonzept vom Beginn unseres Jahrhunderts über den Leisten der „schwarzen Löcher“ zu schlagen – wissen Lovink und Schultz, wovon sie reden? Oder haben sie hier den Unbedarften zeigen wollen, dass sie in Astrophysik bewandert sind.

Nun mag man den Autoren aus diesen Beispielen keinen Strick drehen, den dreht Siegfried J. Schmidt den Herausgebern, wenn er ironisch in seiner Einleitung bemerkt: „Rudolf Maresch hat – im Verein mit Niels Werber – die Latte hoch gelegt: Die beiden laden ein zum Bau einer Supertheorie in Sachen (Multi-)Media“ (S.108). Schmidt selbst beschränkt sich weise: „In meinem Beitrag kann und

wird es nicht darum gehen, der ersehnten Supertheorie aufzuhelfen – selbst wenn ich es könnte, würde ich es nicht tun, und zwar zuallererst aus Mißtrauen gegen Supertheorien.“(S.111) Dem ist nichts außer dem Hinweis auf Robert K. Merton hinzuzufügen.

Rudolf Stöber (Borgsdorf bei Berlin)